

Feldversuche oder Freilandmuseen?

Ein Plädoyer wider die Exkulturation der Pfarrgemeinde

von Bernhard Spielberg

1. Spannungen wahrnehmen

Die Pfarrgemeinden sind gegenwärtig buchstäblich „spannende“ Orte der Kirche. Denn hier werden die großen gesellschaftlichen wie kirchlichen Entwicklungen dieser Zeit sichtbar und spürbar. Im Unterschied zu anderen kirchlichen Orten werden in ihnen die diözesan gesteuerten Umbauprozesse sowie die nicht zu steuernden gesellschaftlichen Veränderungen häufiger als Ab-, denn als Aufbrüche erfahren:

- Hier ist zu erleben, was die kirchliche Statistik in nüchternen Balkendiagrammen abbildet: die sinkende Zahl der die sonntägliche Eucharistie Mitfeiernden, die seltener stattfindenden Taufen oder die sich verändernde personelle Situation der Bistümer.
- Hier konkretisieren sich die soziokulturellen Veränderungen. In den Pfarrgemeinden wird spürbar, was Begriffe wie Pluralisierung und Individualisierung, die zum gängigen Grundwortschatz gesellschaftlicher wie kirchlicher Situationsbeschreibung zählen, praktisch bedeuten.
- Nicht zuletzt sind die Pfarrgemeinden die kirchliche Größe, deren Gegenwartsfähigkeit angesichts der ästhetischen Differenzierung von Lebens- und Glaubensstilen massiv in Frage steht. Die Pfarrgemeinde stellt nur noch für einen Bruchteil der Menschen den Ort dar, an dem sie die Lebensrelevanz des Evangeliums und die „Evangelienrelevanz“ ihres Lebens erfahren können.

2. Exkulturation erkennen

Es ist nicht der Mangel an Priestern, an Personal oder an Geld, der das zentrale Problem der Kirche darstellt. Ihr Problem ist vielmehr ihre Exkulturation, also die wachsende (Selbst-)Distanzierung von den kulturellen, ästhetischen und sozialen Erfahrungsräumen sowie Ausdrucksformen der Menschen dieser Zeit. Sie manifestiert sich insbesondere in der Pfarrgemeinde, die lange Zeit der exklusive pastorale Ort war – und sich nun einer völlig veränderten Lebens- und Glaubenssituation der Menschen (übrigens auch ihrer eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter) gegenüber sieht.

Durch die gemeindetheologische Brille der Vergangenheit können die gesellschaftlichen Veränderungen nicht anders denn als Abbrüche gelesen werden. So wird beispielsweise die weggebrochene Steuerungsmöglichkeit über die Biographie der eigenen Mitglieder in der Pfarrgemeinde weniger als Be-

freierung denn als Bedrohung erkannt. Die Reaktion ist klar: Das verlorene Pastoralmonopol wird kräftezehrend inszeniert. Anders gesagt: Der Pfarrfamilie geht es wie anderen, in die Jahre gekommenen Familien: Die Kinder sind aus dem Haus; die Enkel versteht man nicht mehr; neue, große Räume trösten nicht über den Relevanzverlust hinweg. Es bleibt nur die verzweifelte Hoffnung, dass sie alle irgendwann einmal merken werden, wie Recht man doch hatte.

3. Chancen begreifen

Wer angesichts dieser Diagnose von einem Ende der Pfarrgemeinde spricht, schüttet das Kind mit dem Bade aus. Denn die Pfarrgemeinden sind nicht nur die Orte, an denen die benannten Entwicklungen so drastisch spürbar sind, sondern eben auch die Orte, an denen die kreative Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen ihren Platz hat. Denn nach wie vor wird Kirche – gerade von denen, die in Distanz zu ihr leben – maßgeblich mit der Pfarrei identifiziert. Die Gemeinde vor Ort hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Wahr-Nehmung und die Glaub-Würdigkeit der Kirche. Keine noch so professionelle mediale Inszenierung, keine noch so kluge theologische Theorie kann die Kirche vor Ort ersetzen. Denn hier zeigt sich, was wir wirklich vom Evangelium verstanden haben.

Die Kirche, und auch jede Pfarrgemeinde, ist nicht für sich selbst da, sondern für einen Zweck: Die kreative Konfrontation von Evangelium und menschlicher Existenz (Rainer Bucher). Die Herausforderung an die Kirche besteht heute demnach darin, Orte zu schaffen, an denen eine neue Inkulturation des Evangeliums im Leben der Menschen dieser Zeit gelingt. Die Alternative wäre es, Orte zu erhalten, an denen man auch in zwanzig Jahren noch beobachten kann, wie Menschen früher einmal gelebt, geglaubt und gebetet haben. Das sind dann allerdings keine Orte der Kirche, sondern Orte der Erinnerung an die Kirche. Wir brauchen jedoch keine pastoralen Freilandmuseen, sondern Feldversuche.

4. Räume öffnen

Vor diesem Hintergrund stellen sich drei Herausforderungen an die Kirche – an allen ihren Orten, insbesondere in den Pfarrgemeinden:

- Pfarrgemeinden öffnen Räume der Grenzüberschreitung auf Gott hin: Räume, in denen die Schönheit und Lebendigkeit Gottes erfahrbar sind. Räume, in denen nicht nur über diese Erfahrungen geredet wird. Glaubenskommunikation folgt jedoch in jeder Generation (wohl auch in jedem Milieu) verschiedenen Grammatiken. Sie sind zu entdecken.
- Die Pfarrgemeinde öffnet Räume zur Überschreitung der Grenzen zwischen Menschen unserer Gesellschaft. Zwischen Gesunden und Kranken, zwischen Arm und Reich, zwischen Jung und Alt, zwischen Menschen unterschiedlicher Milieus. Werkstätten praktischer Solidarität sind kein kirchlicher Luxus, sie sind Ausweis der Glaubwürdigkeit des Evangeliums.

- Pfarrgemeinden öffnen Orte der Überschreitung ihrer eigenen, eingeschliffenen Grenzen. Also Orte, an denen sie selbst experimentieren, neue Wege gehen und neue Themen entdecken. Die Frage ist dabei nicht, wie die (angeblichen) Klassiker kirchlicher Verkündigung „moderner“ zu inszenieren wären, sondern, was Kirche zu Lebensthemen der Menschen von heute (und die sind je nach Generation und Milieu durchaus unterschiedlich) überhaupt zu sagen hat.

Die ehrliche Auseinandersetzung mit diesen Herausforderungen wird zu einer anderen Weise kirchlicher Präsenz vor Ort führen. Zwei Versuchungen ist dabei zu widerstehen:

Zunächst der Versuchung, sich „nur“ um neue Ideen zu bemühen, die auf das bereits – meist prall gefüllte – Programm aufgesattelt werden. Vielmehr führt die Beschäftigung mit dem eigenen Auftrag zuerst zu einer Verständigung über das, was nicht mehr gemacht wird.

Die zweite Versuchung ist diejenige, Strukturfragen den Vorzug vor den inhaltlichen Überlegungen zu geben. Sie sind zweifelsohne wichtig. Die Strukturen sind jedoch im Licht der benannten Aufgaben zu gestalten, nicht umgekehrt.

22. Jänner 2009

Dr. Bernhard Spielberg,